

„Quo Vadis evangelische Kirche?“

Quo vadis evangelische Kirche: Herausforderungen und Lösungsansätze

Vortrag in Frankfurt am 28. August 2024



Foto: Farideh Diehl

Meine sehr geehrten Damen und Herren, zuerst einmal danke ich Ihnen herzlich für Ihre Einladung und freue mich nach meinem Input sehr auf das Gespräch mit Ihnen über die Lage und Zukunft unserer Kirche. Mir liegt es aus gegebenem Anlass am Herzen, von Ihnen zu hören, welche Ideen und Gedanken Sie aus Ihren jeweiligen beruflichen, kirchlichen und privaten Bezügen mitbringen. Und deshalb empfinde ich unseren Abend heute als großes Geschenk! Denn Sie ermöglichen mir damit einen Blick über den eigenen Horizont hinaus, um nicht in der Blase der kirchlichen Binnenlogik stecken zu bleiben. Und ich würde mich freuen, Ihnen im Gegenzug vielleicht die ein oder andere Innenansicht geben zu können. Mich interessiert sehr, wie Sie als Ingenieure, Juristen, Banker, Selbständige, Unternehmer, Kulturschaffende, Mediziner auf unsere evangelische Kirche schauen, die sich ja nicht nur hier in Hessen-Nassau in einem großen Transformationsprozess erlebt. Ich habe den Eindruck, dass wir als Kirche ganz viel von Ihnen lernen können. Denn es wird ja gerade immer deutlicher, dass es auch in der Kirche nicht mit bloßem Korrigieren, Optimieren oder Reparieren des Bisherigen getan ist, sondern dass es jetzt eine echte Transformation braucht, um unseren christlichen Auftrag in Gegenwart und Zukunft wahrnehmen zu können, um „das Evangelium in Wort und Tat in allen Lebenszusammenhängen zu bezeugen.“ Art 4 KO, und so auch als Minderheit in einer pluralen, individualisierten und zunehmend säkularen Gesellschaft weiterhin Volkskirche zu sein.

Wie unsere Kirche in zehn Jahren aussehen wird, weiß heute noch niemand von uns. Ich erlebe uns gerade auf hoher See. Wir haben das eine Ufer verlassen und sehen gleichzeitig das Ziel, zu dem wir unterwegs sind, vor lauter Nebel noch nicht. Nur Wellen und Himmel. Das ist schwer auszuhalten.

„Quo vadis evangelische Kirche?“ unter diese Frage, meine Damen und Herren, ist unser Gespräch heute Abend gestellt. Und vielleicht ist es auch für dieses Thema erhellend, sich erst einmal darüber klar zu werden, wo diese Frage eigentlich herkommt, um dann gemeinsam zu überlegen, wo sie uns hinführen kann.

„Quo vadis“ heißt ja einer der ersten großen Blockbuster aus den 1950er Jahren mit Peter Ustinov als völlig irrem Kaiser Nero, der im alten Rom erbarmungslos die Christen verfolgt. Und in der Schlüsselszene begegnet der Apostel Petrus auf seiner Flucht Christus. „Domine, quo vadis?“ fragt Petrus ihn. „Herr, wohin gehst Du? Und er bekommt zur Antwort: *Romam venio iterum crucifigi*“ - „Nach Rom, um mich erneut kreuzigen zu lassen.“ Daraufhin besinnt sich Petrus, dreht sich auf dem Absatz herum, kehrt nach Rom zurück und wird – wie nicht anders zu erwarten – von Nero hingerichtet. Die Antwort auf die Frage „Quo vadis?“ kann die Antwort also nur „in den Tod!“ heißen.

Wenn wir dann aber weiterforschen, entdecken wir, dass die Frage „Quo vadis?“ ein Zitat aus dem Buch der Bücher ist. Denn im Johannesevangelium stellt Petrus sie Jesus schon einmal, an jenem Abend nämlich beim letzten Mahl. Nachdem Judas hinausgegangen ist, bereitet Jesus die anderen auf seinen Abschied vor. „Ihr werdet mich suchen,“ sagt er, „aber wo ich hingehe, da könnt ihr nicht kommen. Ein neues Gebot gebe ich euch für diese Zeit, dass ihr euch untereinander liebt, wie ich euch geliebt habe.“ Und daraufhin stellt

Petrus seine Quo-vadis-Frage. Und er bekommt im Johannesevangelium von Jesus zur Antwort: „Wo ich hingehe, kannst du mir jetzt nicht folgen; aber du wirst mir später folgen!“ ist damit der Tod am Kreuz gemeint? Das wäre die Antwort des Films. Oder das neue Leben, wohin Petrus Christus jetzt noch nicht folgen kann, aber das ihm versprochen ist? Das Johannesevangelium lässt die Frage des Petrus an dieser Stelle offen.

Ich denke aber, dass viel für die zweite Antwort spricht. Denn gleich im Anschluss sagt Jesus bei Johannes zu seinen Jüngern: „Habt keine Angst. Glaubt an Gott und glaubt an mich. In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen. Wenn's nicht so wäre, hätte ich dann zu euch gesagt: Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten? Und wenn ich hingehe, euch die Stätte zu bereiten, will ich wiederkommen und euch zu mir nehmen, auf dass auch ihr seid, wo ich bin.“

Welche Antwort erwarten wir also auf die Frage: „Quo vadis, evangelische Kirche?“ Mir scheint, dass es im Moment oft die erste Antwort ist.

Und das beruht auf drei großen Trends: dem gesellschaftlichen Relevanzverlust, den sinkenden Mitgliederzahlen und dem schwindenden Glaubensbewusstsein. Betrachten wir zusammen nochmal genauer diese drei Momente der Krise, wie wir sie zurzeit erleben.

Da ist erstens der gesellschaftliche Relevanzverlust. Die Kirche verliert an Einfluss. Ihr prophetisches Wächteramt überzeugt nicht mehr. Sie ist nicht mehr die Moralagentur der Gesellschaft. Es gibt keinen gemeinsamen Grund mehr, auf den die Kirche den Staat und die Gesellschaft immer wieder zurückrufen könnte. „Weil die Bibel es sagt“ ist heute kein Argument mehr. Gerechtigkeit wird heute mit den allgemeinen Menschenrechten begründet und ist damit zu etwas geworden, dem wir unabhängig von einer religiösen Grundüberzeugung zustimmen können.

Zweitens geht die Zahl der Kirchenmitglieder dramatisch zurück. Alle Jahre wieder werden uns die Zahlen präsentiert: Die evangelische Kirche verliert in Deutschland jährlich über drei Prozent ihrer Mitglieder. Die Halbierung der Mitgliederzahl wird jetzt schon für das Jahr 2045 erwartet! Im letzten Jahr sank das Kirchensteueraufkommen erstmals auch nominal deutschlandweit um fünf Prozent.

Immer weniger Menschen gehen in die Kirche und fühlen sich ihr zugehörig. Der Glaube ist Privatsache geworden. Es braucht kein gemeinsames öffentliches Bekenntnis mehr. Das heißt noch nicht, dass es weniger Glauben in unserer Gesellschaft gibt, aber der Zusammenhang von persönlichem Glauben und seiner öffentlichen Gestalt ist zerbrochen. Die Motivation, sonntags in die Kirche zu gehen, ist nicht mehr die Teilnahme an einem öffentlichen Bekenntnis, sondern die Teilhabe an einer persönlichen Erfahrung bzw. die Sehnsucht danach. Hinzukommt, dass es eine ganz Spannweite von persönlichen Glaubensauffassungen auch innerhalb der Kirchen gibt. Wir erwarten deshalb erst gar nicht mehr, dass der Einzelne seinen persönlichen Glauben einem gemeinsamen Bekenntnis anpassen muss, sondern dass das gemeinsame Bekenntnis so sein muss, dass es möglichst viele mit ihrem persönlichen Glauben mitsprechen können.

Drittens schließlich beobachten wir, was auch die Mitgliedschaftsuntersuchung wieder belegt hat, dass der Gottesglaube in unserer Gesellschaft immer mehr schwindet. Und ich habe den Eindruck, dass die große Trauer vieler in der Kirche Engagierten im tiefsten Inneren eben daher rührt. Denn wenn man jemanden liebt und von etwas begeistert ist, dann tut es weh und frustriert, wenn andere das nicht sehen und wahrnehmen wollen. Es ist ja heute in unserer Gesellschaft wie niemals zuvor möglich, nicht an einen Gott zu glauben.

Generationen von Menschen glaubten, dass die Welt größer ist, als das, was wir sehen, messen und kontrollieren können. Heute glauben viele nur das, was sie sehen können. Es sind vielleicht sogar mittlerweile die meisten.

All das aber sind meines Erachtens nur die Symptome, unter denen wir als Kirche leiden. Denn die Probleme, vor denen wir stehen, sind Probleme unserer Zeit, die eine durch und durch säkulare ist. Und so sind auch unsere Vorstellungen und Lösungsansätze von dieser Zeit geprägt. Wenn wir darüber reden wollen, dass wir Gott am Werk sehen, tun wir das entweder in einer so theologischen Sprache, dass sie niemand mehr versteht, oder wir werden so banal, dass unsere Worte von Gott kein Zeugnis mehr geben. Und mal ehrlich: Auch alle Versuche, als Kirche noch effizienter und innovativer zu werden, um an den Menschen noch effektiver dranzusein, wieder größer und relevanter zu werden, laufen letztlich ins Leere. Wir suchen nach Lösungen und noch mehr Lösungen, indem wir effizienter und innovativer sein wollen, aber bis jetzt scheint es so, dass wir nie genug Einfluss, nie genug Menschen und nie genug Glauben haben. Warum? Weil wir immer nur Symptome behandeln mit Mitteln, die Teil des Problems sind, statt uns der eigentlichen Krise zu stellen.

Wenn ich all unsere wirklich durchdachten Konzepte und Strategiepapiere zur Zukunft der Kirche lese, dann beschleicht mich gelegentlich schon der leise Verdacht, dass wir selbst wohl auch nicht mehr so richtig daran glauben, dass Gott auch heute am Werk ist. Die Jahre der Pandemie, die wir ja als Gesellschaft und als Kirche immer noch nicht richtig aufgearbeitet haben, wirkten da jedenfalls auch bei uns wie ein Brennglas. Sie haben meines Erachtens zu Tage gebracht, dass wir nicht nur in einer Mitglieder- oder Kirchenkrise, sondern auch in einer Gottes- bzw. Glaubenskrise stecken. Wenn dem nicht so wäre, müssten wir auf die Frage „Quo Vadis, evangelische

Kirche?“ eigentlich eine andere Antwort geben. Denn sollten wir als Christen nicht in der Erwartung leben, dass Christus wiederkommt, und wir ihm entgegengehen? Diese andere Erwartungshaltung ist jedenfalls das Mindset, das Paulus im Römerbrief vor Augen hat, wenn er den Christenmenschen rät, sich transformieren, also verwandeln zu lassen durch „die Erneuerung des Denkens“.

Lebt dann aber die Kirche nicht schon seit 2000 Jahren in der Krise? Weil wir Christen nun mal an einen uns Zukunft ermöglichenden Gott glauben, der sich in dieser Welt ausgerechnet am Kreuz offenbart, weil wir ihn nahe glauben und ihn doch zugleich, wenn wir in unsere Welt schauen, an allen Ecken und Enden schmerzlich vermissen. Wir sollten aus den Krisen lernen, die die Generationen vor uns und andere Christen rund um den Globus durchlitten haben und immer noch erleiden: Sie alle lehren uns, dass der einzige Weg durch die Krise der ist, nicht um die eigene Relevanz zu kreisen, sondern um Gottes Größe in der Welt.

Ich habe eingangs gesagt, dass ich, wenn ich auf unsere Kirche schaue, uns auf hoher See erlebe, nur Wellen und Himmel, soweit das Auge reicht, und der Nebel uns das Ziel noch nicht zeigt. Es gibt ein Evangelium für Menschen auf hoher See. Wieder mal ist es der Apostel Petrus, der auch nur noch die Wellen sieht und den Himmel über sich. Sie kennen es vermutlich alle. Die Jünger sind allein auf hoher See. Es ist Nacht, Sturm kommt auf und mit ihm die Angst. Da sehen sie Jesus über die Wellen und durch den Sturm auf sie zukommen.

„Fürchtet Euch nicht,“ sagt er! Und was macht Petrus? Er steigt aus, um Jesus voll Vertrauen entgegenzugehen. Und er setzt seinen Fuß aufs Wasser und siehe da, es trägt. Bis zu jenem Moment, als er sich von den Stürmen ringsum ablenken lässt, die Panik bekommt und untergeht. „Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?“ fragt Jesus, als er ihn schließlich wieder rauszieht.

Wir können uns an Petrus ein Beispiel nehmen. Solange wir jenem entgegengehen, in dessen Namen wir zusammen sind, solange wir unsere Zukunft von ihm erwarten, können wir mutig aussteigen aus der ängstlichen Sorge um uns selbst und in der Krise standhalten. Denn sie ist der Ort der Kirche, bis jener kommt, den wir erhoffen und ersehnen.

In solchen Krisenzeiten kann es helfen, sich an die eigenen Anfänge zu erinnern. Zukunft braucht Herkunft, wie es Philosoph Odo Marquardt mal auf den Punkt gebracht hat. Und wenn wir nach den Anfängen der Kirche fragen, landen wir regelmäßig bei Pfingsten als dem Geburtstag der Kirche. Aber stimmt das eigentlich? Denn die Apostelgeschichte, die ja die Anfänge der Kirche erzählt, beginnt ja ein Kapitel vorher, nämlich damit, dass der Auferstandene vierzig Tage lang mit seinen Jüngern zusammen war, mit ihnen aß und trank und vom Reich Gottes erzählte. Und vor seiner Himmelfahrt gebot er ihnen noch: „Geht nicht weg von Jerusalem, sondern wartet auf die Verheißung des Vaters, die ihr von mir vernommen habt!“

Das ist die Gründungsgeschichte der Kirche: Gott ist der Held der Geschichte und die Kirche wartet. Wie ein roter Faden zieht sich diese Haltung des Wartens durch die ganze Apostelgeschichte. Und Warten heißt weder abzuwarten, noch in hektische Betriebsamkeit zu verfallen, sondern das tun, was der Auferstandene mit seinen Jüngern in diesen 40 Tagen eingeübt hat: Beten, Brot und Wein – also Leben – miteinander teilen und sich vom Reich Gottes erzählen. Dietrich Bonhoeffer sagt es so: „Beten, das Gerechte tun und warten auf das Reich Gottes!“

Was heißt das aber nun konkret für die evangelische Kirche, werden Sie sich jetzt vielleicht schon ungeduldig fragen? Alles gut und erbaulich, aber jetzt Butter bei die Fische, Frau Crüwell: Wie geht es weiter?

Ich meine, es heißt zuerst einmal, gelassener zu werden und im doppelten Sinne des Wortes auf-zuhören, wie das der Soziologe Hartmut Rosa nennt, also uns selbst in unserer Geschäftigkeit, in unserem Bemühen, Lösungen für die Krise zu finden, zu unterbrechen, um wieder auf Gott und auf die Menschen wirklich zu hören. Wenn wir nämlich glauben, dass Gott auch in unserer Welt am Werk ist, dass wir sein Wort haben und sein Geist uns begabt und talentiert, dann haben wir doch alles, was wir brauchen, und dann gilt es, dafür aufmerksam zu werden und uns davon zu erzählen, was wir entdecken. Das ist das Mindset, das wir heute neu gewinnen müssen!

Die Kirche ist ja vieles: Institution, Gebäude, Dienstherrin, Organisation, Behörde, aber sie ist vor allem Gemeinde und die Gemeinschaft der Glaubenden. Sie ist eine große Erzählgemeinschaft, in der die Geschichten der Menschen durchsichtig werden auf die große Geschichte Gottes und sich mit ihr verweben, dass sie auch heute zur befreienden Lebensgeschichte wird. Denn Gottes Zukunft mit uns hat schon längst begonnen. Der amerikanische Theologe Andrew Root spricht in diesem Zusammenhang von einem Watch-Word, das wir bräuchten. Ein Wortspiel, das wir im Deutschen kaum übersetzen können. Es ist ein Wort, mit dem wir warten wie der Wächter am Morgen, und das wie eine Brille ist, durch die wir gemeinsam nach Gott in unserer Welt Ausschau halten. Luthers „Allein aus Gnade“ war vor 500 Jahren so ein Watch-Word, das die Kirche und letztlich auch die Gesellschaft verändert hat. Was wäre unseres heute? Ich würde mir sehr wünschen, wenn wir auch darüber nachher ins Gespräch kommen könnten.

Zweitens gilt es, auf die Menschen zu hören. Auf jene, die mit uns zusammen Kirche sind, aber auch auf die Menschen in unserem Dorf, in unserem Viertel und in unserer Gesellschaft. Es ist die Frage Jesu: Was willst Du, dass ich Dir tue? Was brauchst Du von mir? Und dazu gehört dann auch die Aufmerksamkeit für ihre Gaben und Talente. Das heißt, wir suchen nicht Menschen für Aufgaben, sondern Aufgaben für Menschen. Denn sie bilden ja die Gemeinde. Und ihre Gaben sind Fährten des Geistes, wo Gott uns als seine Kirche heute haben will. Das bedeutet das lutherische „ecclesia semper reformanda“. Und ich glaube, dass wir dann alles haben, was wir brauchen an Gaben und Talenten, um in unserer Gesellschaft heute Kirche zu sein, Vielleicht nicht immer da, wo wir sie erwarten, aber genug, um das tun, was heute unser Auftrag als Kirche ist. Es kommt nur darauf an, diese Gaben und Talente als Fährten des Geistes zu begreifen, wohin Gott uns als seine Kirche durch diese Zeit führt und leitet.

Eine wartende, erwartende Kirche sein, heißt schließlich, das Gerechte tun. Oder wie Jesus seinen Jüngern am Abend, als sie ein letztes Mal zusammensitzen, auf die Frage „Quo vadis?“ antwortet: „Das ist mein Gebot: Bleibt in meiner Liebe.“ Und die Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung sagt es doch auch klipp und klar: Die Menschen erwarten von der Kirche diakonisches Handeln. Wenn wir das ernst nehmen, dann dürfen wir bei der Diakonie nicht sparen, sondern müssten eigentlich noch investieren. Da würde ich gern mehr von Ihnen hören und lernen. Und da vermisse ich im Augenblick wirklich auch die Stimme der Kirche, nämlich bei den heute wieder brennenden Fragen von sozialer Gerechtigkeit, die da wären: sozialer Wohnungsbau, ein gerechtes Gesundheitswesen und ein Bildungssystem, das allen gesellschaftliche Teilhabe ermöglicht. Das hieße dann z.B. auch nach Wegen zu suchen, in den Kindertagesstätten präsent zu bleiben und sei es durch gut ausgebildete

Erzieherinnen. Und bei der Frage, was wir mit unseren Gebäuden anfangen, verstärkt in der Zusammenarbeit mit den Kommunen, anderen zivilgesellschaftlichen Akteuren aber auch mit Bauentwicklern über eine entsprechende soziale Umnutzung nachzudenken.

Das ist die heutige Umsetzung des Gebotes, mit seinen Pfunden zu wuchern. Denn gerade in der Diakonie wird der kirchliche Einsatz staatlich gehiebt. Sei es in der Kinderbetreuung, der Pflege, den Krankenhäusern. Wir tragen nur einen sehr überschaubaren Anteil der Kosten, teilweise ist unser Beitrag nur ideell. Aber das Ergebnis wird uns zu 100% zugerechnet, teilweise mit Strahlkraft weit darüber hinaus.

Ich habe zu Beginn gesagt, dass wir noch nicht wissen, wie unsere Kirche in zehn Jahren aussehen wird. Das ist auch so! Aber wir können erste Konturen erkennen. Und wir müssen gemeinsam darum ringen. Und dafür braucht es Bilder und Geschichten aus dieser Zukunft, um Lust zu bekommen, trotz der Angst und der Unsicherheit vertrauensvoll loszugehen.

Ich habe mal den Versuch unternommen, so ein Bild in groben Umrissen zu skizzieren. Und mit diesem Bild einer EKHN im Jahr 2040, wenn alles, was wir jetzt beginnen und begonnen haben, gut ausgegangen sein wird, möchte ich schließen. Es ist kein Punkt, sondern ein Doppelpunkt.

Die EKHN im Jahr 2040 wird Kirche in der Diaspora sein. Sie ist eine glaubende Minderheit mit einer eigenen Sicht der Welt, die von Gott Zukunft für sich und unsere Welt erwartet. Aber sie schämt sich dessen nicht, sondern ist auskunftsfähig über die Hoffnung, die sie bewegt. Deswegen ist Nachhaltigkeit auch theologisch ihr Markenzeichen geworden.

Sie ist vom Predigen zum Hören, vom Antworten zum Fragen gekommen. Sie ist kein großer gesellschaftlicher Player mehr, aber eine Netzwerkerin, die

Menschen zusammenbringt und sie darin unterstützt, sich in der Kraft des Geistes einzumischen und für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung zu streiten. Sie hat sich dabei von der Diakonie an die Hand nehmen lassen, die schon viel früher als sie Gemeinwesen- und Subjektorientierung eingeübt hat. Kirche und Diakonie haben in vielen Hinsichten ihre Talente zusammengelegt und sind sichtbar gemeinsam vor Ort unterwegs.

Die EKHN wird im Jahr 2040 eine im besten Sinne missionarische Kirche sein. Sie feiert Gottesdienste partizipativ, existentiell, an den Fragen der Menschen dran, mit Raum für Klage und Dank und Lob. Sie hat eine neue Sprache gefunden – ein fragiles Reden, das sich selbst riskiert, weil es tastend Zeugnis gibt von Gottes Größe im eigenen Leben, aber auch von dem, wo Gott fehlt. Sie ist stolz darauf, wo sie überall Zeugnis gibt. Überraschenderweise „ploppt“ sie an ganz verschiedenen Orten auf – einfach deshalb, weil zwei oder drei oder sogar mehr sich vom Evangelium haben inspirieren lassen und in Jesu Namen zusammengetan haben. Der gemeinsame Auftrag aller Christen, in ihrer Vielfalt Zeugnis vom Evangelium zu geben, ist ihr in den letzten Jahrzehnten dabei immer wichtiger geworden. Sie investiert deswegen ganz besonders in die Aus- und Weiterbildung der Haupt- und Ehrenamtlichen.

Die EKHN 2040 hat sich mit anderen Landeskirchen zusammen so vernetzt, dass sie gemeinsam als evangelische Kirche Anwältin der Sprachlosen sind und gemeinsam im gesellschaftlichen und politischen Diskurs entschieden für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung eintreten können. Die EKHN wird dabei neu gelernt haben, dass es nicht um ihre eigene gesellschaftliche Relevanz geht, sondern um die Relevanz Gottes in der Welt. In Folge der ForuM-Studie hat die EKHN 2024 begonnen, ihre Strukturen selbstkritisch zu reflektieren, verdeckte Macht sichtbar zu machen,

verbindliche Kontrollmechanismen einzurichten und Partizipation im Vorfeld von kirchenpolitischer Willensbildung zu ermöglichen.

Die EKHN 2040 ist eine Kirche im Plural. 2022 hat sie die Regionalisierung der Kirche auf den Weg gebracht und sich vom Parochiewesen verabschiedet. Sie denkt Kirche nun regio-lokal von den Nachbarschaften her und versteht sich selbst als Netzwerk mit großen und kleinen Knotenpunkten. Für die Stadt bedeutet das: Eine Stadt, eine Gemeinde mit verschiedenen Kirchorten. Und auf dem Land sind Zionsorte entstanden, einzelne Orte und Gemeinschaften, die Ausstrahlungskraft haben in die Region hinein. Darüber hinaus werden in der Fläche jene Initiativen und Einrichtungen gefördert, in denen Energie fließt. Das kann an einem Ort die KiTa und am anderen der Seniorenkaffee sein, Flüchtlingsarbeit oder das Eine-Welt-Café.

Dafür hat die EKHN im Jahr 2040 als Organisation Kontrolle abgegeben und Bürokratie abgebaut. Es gibt jetzt Entscheidungskorridore für die Kirchen vor Ort, die viel Gestaltungsfreiheit lassen, aber auch Selbstverantwortung zumuten. Sie lässt sich von den Frage leiten „Wie machen wir es gemeinsam möglich?“ und versteht sich als Assistenzsystem für die Gemeinden und die Einzelnen, die in Kirche und Gesellschaft Zeugnis vom Evangelium geben. Die Kirchenleitung versteht sich vor allem als hörende Kirchenleitung, die theologisch orientiert und die Menschen in- und außerhalb der Kirche immer wieder ins Gespräch bringt, was sie sehen und wonach sie sich sehnen. Und das heißt: Mit Vision, Werten und Zielen zu führen. In der Erwartungshaltung, mit dem Mindset also, dass Gott es ist, der seine Kirche durch die Zeiten führt.

So soll jetzt auch mein Bild der EKHN 2040 vor allem eine Einladung sein, miteinander ins Gespräch zu kommen.

Ich danke Ihnen, dass Sie mir so lange zugehört haben, und freue mich jetzt auf Ihre Fragen, Gedanken und Ideen zu „Quo vadis, evangelische Kirche?“